



Spurensuche: Kunst und Kultur im Exil

„Große Künstler haben kein Vaterland“, wusste schon der Romantiker Alfred de Musset. Dass es auch große Länder ohne nennenswerte Künstler gibt, ist heute Realität. Kunst und Kultur sind auf der Flucht.

Gleichgültig ob aufgrund von Ausweisung, Verbannung, Vertreibung, Ausbürgerung, Zwangsumsiedlung, religiöser oder politischer Verfolgung durch den Staat sowie aufgrund von unerträglichen Verhältnissen im Heimatland hervorgerufen: Das Verlassen der eigenen Heimat ist ein steiniger Weg mit oft ungewissem Ausgang. Laut einer Statistik des Hohen Flüchtlingskommissariats der Vereinten Nationen (UNHCR) werden aktuell weltweit knapp 32 Mio. Menschen, die vor Krieg, Verfolgung und massiven Menschenrechtsverletzungen geflohen sind oder sich in flüchtlingsähnlichen Situationen befinden, geschützt und betreut.

Schätzungen zufolge ist die Gesamtzahl aller von Flucht Betroffenen aber wesentlich höher. Wie viele Menschen darunter sich der Kunst und Kultur verschrieben haben, ist ungewiss. So gibt es auch keine verlässlichen Angaben, wie viele Künstler mit ausländischem Reisepass im freiwilligen oder unfreiwilligen österreichischen Exil leben. Das Exil jedenfalls, so Madame de Staël, „verdammte dazu, sich selbst zu überleben: Der Abschied, die Trennung, alles geschieht wie im Augenblick des Sterbens, und doch wohnt man dem allen in voller Kraft des Lebens bei.“

Gamsgeweihe trifft Afrika

Das trifft auch auf Georges Adéagbo aus Benin zu, der zu den bedeutendsten Künstlern Westafrikas gehört und derzeit im Wiener Museum für Angewandte Kunst (MAK) „archivarische“ Installationen zum Thema „Die Kolonisation und die Geschichte der Kolonisierten“ ausstellt. Zeitungsartikel, antiquarische Bücher, verschlissene Textilien und handschriftliche Notizen. Wände und Boden des Raums hat der für seine

Assemblagen bekannte Künstler mit seinen Objekten bedeckt und eine Installation geschaffen, die als miteinander verwebtes, dreidimensionales Textuniversum gelesen werden kann. Kulturelle Codes und Zeichen geraten durcheinander. Ein Gamsgeweihe trifft auf eine afrikanische Maske.

Indem der afrikanische Künstler Fundstücke aus Europa in seine Arbeiten integriert, wird die Deutungshoheit des Westens unterwandert. Wenn Adéagbo Skulpturen in seine Arbeit integriert, die aus europäischer Perspektive mit den Begriffen „Stammeskunst“ oder „Primitivismus“ etikettiert sind, geht es dabei jeweils um symbolische Aneignungen und Inbesitznahmen von bereits „kolonialisierten“ Objekten. Sein aufwendiges künstlerisches Verfahren überschreitet Grenzen zwischen Epochen, Kontinenten, Kulturen und Genres, ausgehend von der Geschichte der Kunst Afrikas und Ozeaniens, wobei er Themen wie Religion, Krieg, Sozialismus, Sklaverei, Kunst und die Geschichte – meist männlicher – Persönlichkeiten aufgreift. „Wenn ich diese Stücke in meine Installationen integriere, können die Leute Objekte aus Wien mit den Stücken aus Afrika zusammen sehen. Dadurch wird die Frage aufgeworfen, warum diese Objekte eine Ähnlichkeit mit jenen haben, die aus Afrika kommen“, so der Künstler.

Die Installationen von Adéagbo sind immer eine Auseinandersetzung mit dem Ausstellungsort. Auch für die aktuelle Ausstellung im MAK ist er zwei Wochen lang auf Spurensuche gegangen und hat auf Flohmärkten und in Buchläden spezifisch Österreichisches gesammelt. Adéagbo sucht den gemeinsamen Nenner der Kulturen und macht gleichzeitig auf das Leben im postkolonialen Afrika aufmerksam. „Wenn man über



Georges Adéagbo setzt sich in seinen Installationen immer auch mit dem Ausstellungsort, in diesem Falle Wien, auseinander, reiht Gamsgeweihe neben afrikanische Maske. Foto: MAK/Peter Kainz

Immigration spricht, muss man die Hintergründe berücksichtigen. Wir finden in Afrika keine Arbeit, also entscheiden sich die Menschen dafür, ihr Leben nicht dort zu verbringen, wo sie geboren sind. Ich zum Beispiel mache Installationen, bin weder Bildhauer noch Maler. In Afrika kennt man solche Arbeiten kaum. Für mich gibt es keinen Platz in Afrika.“

Trotzdem hat er, Jahrgang 1942, den Großteil seines Lebens in Cotonou im westafrikanischen Benin verbracht. 23 Jahre hat er im Verborgenen gearbeitet. Nur durch Zufall wurde Adéagbo von einem französischen Kurator entdeckt. Von da an ging alles sehr schnell. 1995 stellte er in der Londoner Serpentine-Galerie aus, 1999 nahm er an der 48. Biennale di Venezia, wo seine Arbeit mit dem „Premio della giuria“ ausgezeichnet wurde, und 2002 an der Documenta 11 (unter Okwui Enwezor) in Kassel teil. Als erster zeitgenössischer Künstler konnte er 2008 in den Räumen des Museo di Palazzo Vecchio

in Florenz eine Intervention durchführen.

Eine gänzlich andere Kunst präsentiert die 1952 in Beirut im Libanon geborene, seit 1975 in London und Berlin lebende und arbeitende Mona Hatoum. Das Leben unterwegs, außerhalb ihrer Heimat, hat sie für die Themen Macht und Identität sensibilisiert, die sich durch ihr gesamtes Werk ziehen.

Keimende Sandsäcke

„Als Erstes erlebt man ein Kunstwerk körperlich. Bedeutungen, Konnotationen und Assoziationen entstehen erst nach der ursprünglichen körperlichen Erfahrung, wenn Fantasie, Intellekt und Psyche durch das, was man gesehen hat, entflammt werden“, erklärt sie. Noch bis 9. August wird ihr Werk „Hanging Garden“, eine acht Meter lange Wand von Jutesandsäcken, am Karlsplatz im wahrsten Sinn des Wortes bewässert. Die Anordnung der Säcke scheint auf den ersten Blick vertraut – als allgegenwärtiger Teil der Architektur von Kon-

flikten, aus den Nachrichten, aus Dokumentarfotos von Kriegsgebieten. Im pulsierenden Zentrum Wiens irritiert die Arbeit, scheint sie doch durch die hervorsprossenden grünen Gras- und Unkrautbüschel bereits länger dort zu stehen.

Kriegs- und Exilerfahrungen prägen viele von Hatoums Arbeiten. Sie entsprechen ihrer Strategie, Gegenstände zu verfremden, indem sie diese in neue, irritierende Zusammenhänge setzt. Vertrautes und Fremdes tauschen Platz. Hatoum sät genau zwischen jenen Dingen, die wir am meisten als gegeben hinnehmen, Keime des Zweifels. Bekanntes nimmt Bedrohliches an, während die Ausstattung des Krieges zu etwas Elegantem, Attraktivem, ja Verführerischem wird. Auch die Sandsäcke stechen mit der Zeit nicht mehr ins Auge, sie gehen in der Landschaft auf und werden zu Orten eines anderen, von Unkraut heimgesuchten Ökosystems, das zwischen den Spalten des Krieges gedeiht.

Ralf Dziobowski